

Resultat der [...] Wandlungsprozesse ist lediglich eine Konservierung des status quo der Hochschullandschaft der alten Bundesrepublik für Ostdeutschland“, welche alles andere als optimal sei. *Dümcke* geht dann auf makrogesellschaftliche Aspekte der ostdeutschen Transformation ein und verdeutlicht die positiven Aspekte des grundlegenden Bruchs mit den staatssozialistischen Strukturen. Am Beispiel der Humboldt-Universität zeigt *Dümcke* mögliche Alternativen zum Verlauf der sogenannten Hochschulreform zu DDR-Zeiten auf. Der Autor schildert die Erneuerungsansätze der marxistischen Sozialwissenschaften und die Entwicklung hin zum westdeutschen Hochschulmodell. Er stellt dennoch 1996 fest: „Trotzdem arbeitet das Institut, oft auf der Basis von Selbstausbeutung, auch heute weiter. Der Mehrzahl der ostdeutschen Sozialwissenschaftler [...] bleibt nur der Seiteneinstieg in andere Branchen oder die Dauerarbeitslosigkeit“ (182).

Ingrid Matschenz beschreibt, wie „68 Historiker der Berliner Humboldt-Universität ihren Job verloren“ (197-212). In einem Interview erläutert *Ulrich Busch* unter der programmatischen Überschrift „... Abwicklung... Kündigung... Deklassierung“ seine sehr persönliche und von verständlicher Bitterkeit geprägte Sicht auf die Arbeit der Struktur- und Berufungskommission mit der damit fast vollständig verbundenen Auswechslung des Lehrkörpers (213-244). Kurzlebensläufe der Herausgeber und Autoren schließen sich diesen Aufsätzen an.

Alles in allem eine sehr sachliche Darstellung der in Ostdeutschland historisch einmaligen Transformationsprozesse, deren Dimension und

menschliche Tragik diese ausführliche Besprechung zweifellos rechtfertigen.

Uwe Pfullmann

Heidemarie Salevsky, Translationswissenschaft. Ein Kompendium. Unter Mitarbeit von Ina Müller und Bernd Salevsky, Peter Lang, Frankfurt am Main 2002, 660 S.

Willy Sanders, Gutes Deutsch. Stil nach allen Regeln der Kunst, Verlag C. H. Beck, München 2002, 189 S.

Weltgeschichte lebt von der Kenntnis fremder Sprachen und der eigenen Mundart, kurzum vom Übersetzen.

Wie stand es darum an der Karl-Marx-Universität? Wer dort in Leipzig zum Beispiel Arabistik und Ökonomie studierte, erlernte eine Sprache des Orients und drei europäische Sprachen. Dabei hatte Russisch die Stelle der zweiten orientalischen Sprache ersetzt, wie sie vor 1945 geboten war. Manche füllten die Lücke eigenständig, etwa durch Hebräisch. Doch der Akzent in jener Fächerkombination lag nicht nur in den 70er Jahren auf der Arabischausbildung. Sie hatte in den ersten vier Semestern mit zwei vollen Wochentagen viel mit dem Training von Dolmetschern gemein. Studierende gingen ab dem 5. Semester zu Dolmetscheinsätzen. Zwar gab es eine große Nachfrage, doch lief dies an der Wende zu den 80er Jahren kaum im Nahen Orient ab, sondern „hinter der Mauer“ bei der Betreuung von Delegationen und Parteikongressen. Mithin kamen die Anfänger in das Vergnügen, sich vom Start einer sogenannten Nullsprache her, bei der es weder Vorkenntnis noch

Verwandtschaft zur Ausgangsprache gab, öffentlich artikulieren zu dürfen.

Solche Gelegenheiten waren meist politischer, ökonomischer und kultureller Art. Darauf zielte das Lehrbuch von Günther Krahl, Wolfgang Reuschel und Abed Samarraie 1974 ab, das Eckehard Schulz und Monem Jumaili gut zwei Jahrzehnte später bei Langenscheidt in neuer Ausgabe weiter entwickelt haben. Sprachmuster im modernen Hocharabisch waren und sind gefragt: Die Mediensprache, weniger die klassische Sprache des Korans, obzwar alles auf ihr beruht, vor allem schöne Regeln und Ausnahmen der Grammatik. So erlebten manche der Studierenden ihre Feuertaufe auf der Leipziger Messe oder auf dem Flughafen Schönefeld mit Nagelproben im Alltagswortschatz wie die Beschreibung des Inhaltes eines vermissten Koffers.

Bis zum 5. Studienjahr professionalisierten sich Studierende auf ihren Einsätzen, so im Lauscha der Glasbläser, im Klingenthaler Musikinstrumentenmuseum, in Werner Tübkes Monument des Bauernkriegs, im Dresdner Zwinger, bei Nachtwäsche-Modenschauen von Adam und Eva bis zur Minne in sächsischen Textilfirmen, bei Skispringern Oberhofs, am Brandenburger Tor, auf Berlins Fernsehturm, auf Empfängen und in Windmühlen an der Ostsee. Einen Arabisten, einst zehn Semestern entronnen, aber weiter als dolmetschender Betreuer gefragt, sah man gar für den Außenminister und den Generalsekretär der Arabischen Liga sowie beim Empfang Erich Honeckers für Michail Gorbatschow übersetzen, Russisch-Arabisch. Sicher, diese Reden waren, von Witzen und Smalltalk abgesehen, vorgestanzt. Studierende haben aber auch schriftlich

übersetzt, vom Gästebuch über den Kaufvertrag einer Sternwarte bis zur Konferenzrede. Intuitiv wählten sie Übersetzungsmethoden aus. Welche? *Heidemarie Salevsky*, die dies an Magdeburgs Hochschule lehrt, stellt allgemeine und spezielle Translationstheorien anhand europäischer Sprachen dar.

Gewiß, Leipzigs Arabistik gedieh modern, aber ihre Grundidee war nicht neu, denn als sie Johann Jakob Reiske 1748 begründete, war sie nicht minder philologisch angelegt. Mit dem Unterschied, dass die Lernenden bis zur zweiten Hälfte des 20. Jh.s bald in den Basar eingetaucht waren, um sich einzuhören und zu erproben. Freilich gab es immer Sonderlinge, die diese Grunderfahrung mieden und dem Orient entsagten. Neu an Leipzigs Arabistik war die vielseitige Ausrichtung für die Zwecke einer modernen Kommunikation, obgleich das wegen der Abschottung für im Inland wirkende Studierende einer grotesken Trockenübung gleich: Ohne „sprachlichen Urknall“ in der Hochsprache zu übersetzen, ohne im eigentlichen Sprachraum die Alltagssprache mit den dialektalen Varianten praktiziert zu haben.

Wer nach dem Studium im Fach blieb, stand weiterhin vor dieser Herausforderung. Drei Beispiele mögen dieses Spektrum erhellen, zu dem Heidemarie Salevskys Werk hilfreiche Übersichten liefert. Dresdens Unternehmer Otto Lindemann ging im Jahr des deutschen Gründerkraches als Baumwollhändler nach Alexandria. Sein Sohn und Nachfolger Hugo Lindemann sprach daher Arabisch so gut, dass er, wohl noch vor 1914, Goethes *Erkönig* in den ägyptischen Dialekt übersetzt hat. Mir liegt die von Georg Krotkoff (Mitte der siebziger Jahre Autor von Langenscheidts Taschen-

wörterbuch Arabisch) entdeckte und überprüfte Fassung vor. Wie wäre dies theoretisch einzuordnen? Zumal die poetischen Traditionen in der Ausgangs- und Zielsprache verschieden sind; man stelle sich nur die Rückübersetzung vor. Antworten gibt *Salevskys* Kapitel sechs zu den Lyrikübertragungen von Herder über Goethe bis Shakespeare. Allerdings erweisen ihre dargestellten sprachenpaarspezifischen Probleme Englisch-Deutsch, dass ein solches Kompendium, wenn nicht gar für semitische Sprachen, so doch zumindest für das Arabische allerhand Abwandlungen und Eigenheiten haben würde.

Das Beispiel zwei. Heute sind im Bundesarchiv viele deutsch-arabische Dokumente und Vertragstexte zu finden. Für die Ära nach 1945 liegt ihr Übersetzungstechnischer Schlüssel in einem mehrsprachigen politischen Code: Abgesehen vom obwaltenden arabischen Zeitgeist, sind Kenntnisse der Ideologien des Kalten Kriegs und des Russischen geboten, gab es doch so manche Interferenzen aus „Freundschaftsverträgen“ der UdSSR mit Entwicklungsländern, die bei den ostdeutschen Abkommen Pate standen. Im Ernstfall, bedeutete ein sowjetisch-irakischer Vertrag 1972, konsultieren sich die Seiten (etwa *concert their positions*): Wie einst Bernard Lewis zeigte, weichen das russische *soglasovanie svoikh pozitsii* und das arabische *tansiq mauqifayhima* voneinander ab, ersteres ist unverhindlicher, letzteres auch im osmanischen Türkisch autoritärer gefärbt. Konsultiert man zu solchen Texten parallele Bonner Analysen, die ostdeutsche Geheimdienste besorgt haben, lautete die worst-case-Interpretation der NATO zu dieser Passage: Anders als Verträge mit Indien

und Ägypten, löse dieser Vertrag mit Irak schon bei der Bedrohung einer Seite den Mechanismus der Konsultation mit der Koordinationsklausel aus. Nimmt man Hans G. Hönigs idealtypisches Modell des Übersetzungsprozesses“, wie ihn das Kompendium nun vorstellt, so folgte die russisch-arabische Fehlübersetzung aus einer mentalen Divergenz; und deren eben berührte Bonner Ausdeutung der einst typischen westdeutschen Vorbefasstheit. Diese mehrseitigen Sprachanalysen sind auch bei Bonner Beobachtungen über ostdeutsche Einflüsse im Süden Jemens erforderlich.

Das dritte Beispiel betrifft arabische Sprachentwicklungen und deren Übersetzungen aus Aufrufen zum islamischen Heiligen Krieg im 20. Jh., vom Sultan Abdülhamid im Ersten Weltkrieg über Jerusalems Mufti Amin al-Husaini im Zweiten Weltkrieg bis U-sama bin Ladin und Saddam Husain Ende des Kalten Kriegs. Hier bedarf es der guten Wahl von Translationsarten, wie sie im Kompendium umrissen sind. Denn viele Jihad-Übersetzungen in den Medien halten dem Vergleich mit ihren arabischen Ursprungstexten nicht stand, so daß eine Willkür in Wortwahl und im Kontext aufscheint. Doch bei dem saudischen und dem irakischen Jihad-Verkünder erlauben heute die Videos, dies mit dem übersetzten Text zu vergleichen.

Wer nach Leipziger Traditionen in der Ära des Kalten Krieges gegenüber Deutsch fragt, findet besser Eigenheiten heraus, wenn er Willy Sanders neueste Stillehre heranzieht. Der Berner Emeritus für Deutsche Sprache und Germanistische Linguistik ging gleichwohl auf akademische Texte ein. Prüft man dies, so herrschte der hölzerne und substantivierte Stil vor:

Knarrende Nominal-Komposita, sperriger Satzbau, viele Hilfsverben, blasse Verben. Kurz, viele der dabei sozialisierten Menschen vermochten sich dieser polit-bürokratischen Formelsprache mit ihrem kollektivistischen Anklang nicht zu entziehen. Noch heute lassen manche Texte auf die Herkunft ihrer Verfasser schließen; wie eben dieser Teilsatz erhellt, denn „Gender-Deutsch“, müsste hier „Verfasserinnen und Verfasser“ lauten. Das ging an einigen ostdeutschen Generationen völlig vorbei. Dies trifft übrigens nicht minder auf die Westdeutschen ostdeutscher Herkunft zu, die vor 1945 ihre Laufbahn begonnen und das typisch orientalistische Wanderleben führten, bei dem sie eher länger im Aus- als im Inland lehrten. Wer zum Beispiel Anemarie Schimmels „Mein west-östliches Leben“ betrachtet, findet bei der Meisterin orientalischer Lyrik-Übersetzungen den kräftigen Verbalstil ohne übertriebene *gender correctness*.

Dennoch weisen sogar ostdeutscharabische Übersetzungen viele sprachliche Merkmale der vergangenen Perioden auf. Ein fruchtbares Feld für sprachwissenschaftliche Analysen, die jene durchführen können, die um den mehrsprachigen Code des Kalten Krieges wissen. Ferner lugt aus vielen Texten die Scheu vor der Subjektivität und dem Ich hervor, wobei man-Konstruktionen alles langatmiger gemacht haben. Als ob es jemals eine vom Standort wie von der Persönlichkeit unabhängige Geistes- und Sozialwissenschaft geben könnte. Wie sehr es umgekehrt der Fall ist, verraten auch Überschriften vor und nach den Zeiten des Umbruchs. Waren zuvor noch Texte, die sich um scheinbar ferne wie konkrete Fragen der Geschichte Indiens drehten, mit „Im Strom der Epo-

che“ betitelt, so kamen hinterher Überschriften wie „Von der Geschichte benachteiligt?“ oder „Zwischen allen Fronten“ auf. Freilich bedurfte es immer des Muts zum Ich. Nun war jenes Unpersönliche sicher keine ostdeutsche Erfindung, sondern ein alter Zopf aus der Gelehrtenwelt. Aber im deutschen Osten ist dieser überfällige Hang noch durch einen „polit-deutschen Dissertationsstil unter besonderer Beachtung der Traditionen vor 1945 und des zentral-mental-Parteirussisch“ kultiviert worden. Es war das Gegenteil von dem, was Willy Sanders eine „halbpopuläre“ Schreibart nennt. Jene goldene Mitte also zwischen dem filigranem Akademikertum und der schnoddrigen Publizistik, die eine persönliche wie bildhafte Darstellung ist, wie sie einst schon marktgerecht gerade französische und angelsächsische Fachleute meisterlich entwickelt haben. Dafür blieben Ostdeutsche vor den Lawinen an schreienden Anglizismen bewahrt.

Willy Sanders Werk hat zwei Vorteile: Es ist vergnüglich und kurzweilig. Aber es hat gegenüber vergleichbaren Büchern, darunter Klassikern wie Ludwig Reiners Stilfibel, den kleinen Schönheitsfehler, die dargestellten Regeln der Kunst nicht noch einmal gesondert auszuweisen. Zwar nennt er die Regeln Kernstück einer jeden Lehre, aber er verzichtete darauf, sie auch anschaulich aufzuführen. Damit ließen sich all die unvermeidlichen Moden und Veränderungen im Stil gleichwohl aus einer künftigen Rückschau prägnanter erfassen. Ob nun Texte aus der Fremde, die es zu übersetzen gilt, oder Stil in der eigenen Mundart, viel ist dem Geist der Zeit verhaftet. Ostdeutsche können darüber ein neues Lied singen.

Wolfgang G. Schwanitz